

27]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

Und nun bei dieser Umgebung, die Menschen! Auch sie, trotzige, umdüsterte Geister der Auflehnung, Kämpfer für eine Sache, die sie heilig dünkt, zerfallen mit einer Ordnung der Dinge, die sie eines altgewohnten Rechts beraubt. Das Recht der Selbstjustiz, dessen sich der Mensch am schwersten begiebt, denn es ist mit ihm geboren, wie der Wille und die Kraft, — wie der Trieb zur Bethätigung des eigenen Ich. — Was hat der Gedanke des Staats für Blut und Opfer gekostet — bis sich ihm die Selbstherrlichkeit des Individuums unterordnet und wie tritt es noch jetzt hervor, auch im geordneten Staatswesen. Wie oft läßt noch heute der Stärkere den Schwächeren seine Macht fühlen, wo er es unbeschadet oder gar in Ausübung einer Amtspflicht kann! Es ist überall dasselbe, — der Geistliche, der sein Uebergewicht in der Gemeinde behauptet und die geängstigten Gewissen drückt, — oder das rebellische Häuflein, welches ihm gegenüber steht und darauf pocht, daß es, vom Staat übersehen, ein paar Jahrhunderte länger sein Selbststrickteramt üben dürfte — immer ist es der gleiche natürliche „Wille zur Macht“, der so alt ist wie die Welt und so nothwendig wie die gespannten Kräfte, die das Gleichgewicht der Dinge unter einander erhalten, durch Druck und Gegendruck. — Aber die Opfer, welche der alte Streit fordert, diejenigen, welche jeweils in dem Kampf unterliegen, sie wissen nichts davon, daß auch ihr Wehruß sich auflöst in die allgemeine Harmonie der Weltordnung. Und wenn sie's wüßten, es wäre ihnen kein Trost, auch nicht den Mitfühlenden, welchen die Dissonanz des individuellen Leidens, wovon sie Zeugen sind, das Herz zerreißt! —

So steht Wiltraud inmitten eines Sturmes von Mißklängen, — die auf ihr Gemüth eindringen und es in einen Wirbel von ungelösten Fragen und unveröhnlichen Gegensätzen hineinreißen. — Die Schönheit des Daseins ist ihr entschwunden. Sie sieht und hört nichts anderes, als Kampf, und da sie an den armen Leuten, die ihn führen, nichts Schlechtes und Unrechtes finden kann, so meint sie, auch ihre Sache müsse eine gerechte sein, und stellt sich auf ihre Seite. — Es ist eine traurige Gesellschaft, in der sie hier lebt. Die Katastrophe vom letzten Treiben, das Gespenst des Banns, der Verlust beliebter und schwer entbehrter Gefährten, der Mangel eines starken, energischen Führers, seit der Habermeister den Stab niederlegte, und die Todten, die jene Schreckensnacht gekostet, — das alles hat die stolzen Genossen niedergedrückt. — Ein hoffnungsloses, zusammengeknollenes Häuflein versammelt sich nur noch hin und wieder da oben bei den zwei Einsamen, dem alten Wirth und seinem „Augentrost“, wie er Wiltraud getauft hat, denn hier, wo niemand einen eigenen Namen hat, darf auch sie nicht so heißen, wie's im Kirchenbuch steht. Nach und nach haben sich sämtliche Haberer den Liebesnamen für sie angewöhnt. Ist doch das schöne, treue Geschöpf ihrer aller Augentrost. — Könnte sie sich selbst sehen, mit dem Blick der andern, sie würde nicht an der Schönheit des Daseins verzweifeln. Aber das eben ist ihre Unschuld und Keinheit, daß sie sich selbst nicht sieht. In emsigen Walten, ihrer selbst unbewußt — lebt Wiltraud nun so dahin. Ihr einziges Heil ist die Arbeit. Das Haus wird unter ihren Händen allmählich freundlich und wohnlich, es sieht nicht mehr gar so zerstückt und verkommen aus, und sie findet eine wehmüthige Freude darin, dem gebrechlichen, alten Wirth Stütze zu sein. Er läßt sie schalten und walten, wie sie will, denn der „Augentrost“ macht ja alles gut, und besser, als irgend ein Mensch. Auch das, so harmlos es an sich ist, befestigt sie immer mehr in ihrer unbeugsamen Selbständigkeit. Sie thut stets das, was recht ist — aber sie thut es nicht, weil sie soll — sondern weil sie will!

So geht die Zeit hin, ohne daß sie etwas von der Welt „da drunten“ hört, — als was die Haberer heraufbringen.

Eines Tages kommt einer von ihnen mit sehr ernster Miene und winkt Wiltraud herein in die „Sitzung“.

„Dös geht Dich auch an,“ sagt er, „was i heut b'richten

muß: dös Liesey vom Florian, dös ist gestern g'storben, nachdem's a todt's Buaberl auf d' Welt bracht hat.“

„O Du arme Seel', hast's überstanden?“ sagt Wiltraud und faltet die Hände. „Gott gieb ihr die ewig' Ruh'!“

„Ja, und denk' nur. Sie hat 'n Herrn Pfarrer bitt', daß sie beim Florian begraben wird — aber der sei ihr komme, als wenn's zu ihrem Vergnügen in d' Höll' begehrt hätt'! Sie sei fei Christin nit, wann sie so was verlange könnt', und ob sie noch nit amal im Tod die verliebten Gedanken an den Florian aufgeben hätt'. — Drauf hat sie g'weint und bitt', dann soll ma ihr wenigstens ihr Kind mit in Sarg legen. Naa, dös muuß auf 'm Untauste-Kindls-Gott'sacker eingraben wer'n, weil's todtgeboren ist und d' Rothlauf nit kriegt hat! — Nit amal bis sie g'storben ist, haaben sie's ihr g'lassen. Gleit ist d' Gruberin kommen zum Abholen. 's Liesey hat's g'halten und nit hergeb'n woll'n — aber so a Fromme, wie d' Gruberin, macht nit viel Umständ' mit 'n untausten Kind, die hat's g'nommen und forttragen! — Nachd' hat sich 's Liesey g'streckt und ausg'rungen. Aber d' Augen, die seien noch nach 'm Tod ganz starr auf 'n Pfarrer g'richtet g'wesen — als wollt' sie was fragen — und haben sich gar nit zubrechen lass'n; immer find's wieder aufgange — bis der fort ist!“

Einen Augenblick ist alles still, so furchtbar ist der Eindruck dieser Erzählung.

Wiltraud verläßt bleich, fast schwankend das Gemach.

„Und dös muuß ma jetzt alles ungestraft hingehen lassen und schweigen!“ ringt sich's bitter von den Lippen des Rugmeisters, während er den neuen Habermeister beobachtet, ob sich's in dem nicht auch regt. — Der ist ein ruhiger, bedächtiger Mann, nicht so „hitzig“ und „oben'nans“ wie Tenner. — Er schüttelt den Kopf. „Da hätt' ma auch eh' nix machen können, das ist Kircheng'seh und nit dem Pfarrer sei' Schuld —“

„Aber er hätt' doch dem armen Madl freundlich zureden könne,“ sagt ein anderer; „s war so a guat's Leut und so süßgam. — Mit a paar g'müthliche Wort wär' die leicht z' trösten g'wesen.“

„Dös ist halt nit sei Art — er hat halt lei Herz, und wo dös fehlt, da fehlt all's!“ sagt der Habermeister.

„Nei, 's G'seh ist immer 's gleiche, aber 's kommt halt darauf an, wie ma's handhabt!“ sagt der, welcher den Bericht brachte.

„Freili,“ stimmt der Habermeister zu. — „s könne zwei ganz dasselbe thun — aber wie sie's thun, darin liegt der Unterschied. — Ob ma ein'm anspricht, der hätt' anderz g'handelt, wann er könnt', — oder der hätt' auch, wann er könnt', nit anders g'handelt! Und dös ist's, was ma bei dem Pfarrer spürt und was ein'm so weh thuat!“

„Wann der von der christlichen Lieb' und Barmherzigkeit predigt, dreht sich ein'm 's Herz im Leib um! Da geht ma besser nit eini, als daß ma in der Kirch'n lügen hört!“

„Eig'n thut er grad auch nit — die christlich Diab' langt halt bei ihm nur für die, wo's verdiene. Er sollt's aber aa für die haben, wo's nit verdiene, denn die brauchen's am nöthigsten! Und wann einer a gut's Herz hat, so fragt er nit: „wieviel verdienst?“, sondern: „wieviel brauchst?“ denn die recht' Barmherzigkeit giebt mehr, als ma verdient! Wie wär's denn sonst mit uns b'stellt, wann unser Herrgott jedem nur nach sei'm Maß messen that?“

„Recht habt's, Habermeister,“ nickt der Rugmeister.

„Wißt's, wo i dös herhab'?“ fragt der Habermeister.

„Von die Kapuziner hab' i's! Drüben im Tirol, in der Riß, da hab' i amal einflüchten müß'n wegn' 'm Wilbern. Da war i lang drin als Holzer. — Jetzt sind's bald dreiß'g Jahr her. — Und da bin i a diemal in sell Klösterl kommen, zu die drei Kapuziner. — Aber dös sind brave Leut'! Die hab'n mir gut zug'sprochen, dös hat mehr g'nutzt als Zuchthaus und Bann!“

„Gast seitdem nimmer g'wildert?“

„Nit amal a' Kraunewitten!“ sagt der Habermeister ernst.

„Und 's Habern, verbieten s' dös nit?“

„Von sellem ist damals lei Red' nit 'gang'n. Da hab' i no nit ans Habern denkt. — Und damals hätt'n s' aa g'wiß nix dagegen ausg'habt. — Noch in die Bierz'ger Jahr, wo i eintreten bin, hat ja 's Habern gar nit für so was Schred-

sich's gollten. Dös ist ihna jetzt erst eing'fallen. Und wann wir nit gar so grob komme wären, so hätten s' uns auch in Knah g'lass'n."

"Habermeister — mir scheint's, Du haltst zu die Pfarrer und zur Regierung?" sagt einer der Haberer.

"Wann's dös glaubt's, nachd' hättet's mit nit zum Meister wähl'n müß'n," erwidert der Mann ruhig. "Wer andre d' Wahrheit sagen will, muß an a Wahrheit ertragen könne! Mit dem Schreien und Schimpfen ist's nit gethan. Wann wir unsre Fehler nit einseh'n, könne wir's ja künft'ig nit meiden."

"No, zum Bispredigen find wir doch nit beisamme!" rufen einige mit drohenden Mienen.

"I mein', wir sind beisammen, daß wir G'rechtigkeit üben — nit?" sagt der Mann freundlich und schaut mit seinen klugen Augen im Kreis herum. "Wann wir aber dös woll'n, nachd' müß'n wir doch z'erst bei uns anfangen. — Wann wir uns alleweil in 'n ärger'n Zorn 'neinreden, kommt's halt wieder so weit, daß was Un'jonnen's g'macht wird und daß ma uns noch ärger zuseht, als eh' scho'. — Da drüber war i mit dem Poschinger ganz zweierlei Meinung. I hab' immer g'sagt: der Habermeister muß z' ruckhalten — nit anseuern — ös Junge, ös geht's so scho' z'stark ins G'schirr. Wann ma da nit brems't, rumpelt alles mitanand 'n Berg abi. Jetzt hab'n wir's richtig so weit 'bracht, daß wir nimmer treiben dürfen — so müß'n wir halt sehen, daß wir retten, was z' retten ist, und wie wir handeln und eingreifen könne, ohne Spetall."

"Ja, was sind wir denn noch, wenn wir nimmer treiben dürfen? — Nachd' könne mir glei ausanand' geh'n," murren die andern.

"Sind's denn die Treiben allein, die 'n Haberer ausmachen? Brüllen und an der Kettl' reißen kann jeder Dohs. — Aufpassen, 's Laster ausspüren, 's Unrecht hindern, das ist unser Aufgab'! Wir könne noch viel thun in der Still', wann wir's g'scheit anfangen — und i denk', daderfür sind wir beisammen, daß wir dös berathen."

"Recht hast, Habermeister!" ruft eine Stimme, die alle auffahren läßt in plöylicher Bewegung, und ein Kopf wird sichtbar in der offenen Fallthür.

Die Leute schrecken zurück. Ist er's oder ist er's nicht?

Der Ankömmling steigt langsam herauf, vom Wirth unterstützt. Eine Schmerzengestalt, mit abgekehrten Wangen und tiefstehenden unstillen Augen — der rechte Ärmel hängt leer herab — Tenner steht vor ihnen — ein elender, einarmiger Mann. — Es braucht ein paar Sekunden, bis es die Leute begreiffen. Dann aber, mit einem Schrei schmerzlicher Ueberraschung, stürzen sie ihm entgegen und umringen ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm, den alten, geliebten, unvergeßlichen Meister. — Tenner kann lange nicht zu Wort kommen, bis der Tumult sich legt. — "Unser armer, armer Meister — lebst denn noch — bist wieder da?"

"Wie geht Dir's denn?"

"Vieher Gott, wie schaust Du aus?"

"Zum Erbarmen —"

"Sit doch, sitz Di nieder! Da, thu uns B'scheid!"

Sie erdrücken ihn fast mit ihrer Liebe und ihren Fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts saßen sie auf der Bank der Spötter; jetzt sind sie fromm geworden. Das grelle Brandungsglück in Paris hat auch die Geistesverfassung der „vornehmen Gesellschaft“ in Paris grell beleuchtet.

Es wäre so ungerecht als überflüssig, den Verunglückten Vorwürfe ins Grab nachzuschleudern. Nur die übertriebene und scheinheilige Empfindsamkeit, die aus den Opfern der Katastrophe eine Märtyrerschaar machen möchte, eine Märtyrerschaar, die in seliger Schönheit für die Zwecke edelster Barmherzigkeit dahinging, reizt zum Widerspruch.

Einst hatte die Elite der Pariser Gesellschaft lustig zu tollen verstanden. Es ging zu Ende; die klugen Geister ahnten es längst. Man war trotzdem nichts weniger als bußfertig; man wollte mit gallischem Uebermuth die Tage nützen; die Frivolon und die Cyniker wurden die Modeherren. Man spottete, man lachte und überläubte so die innere Angst.

Heute ist die „vornehme Lebenswelt“ von Paris wesentlich anders zusammengesetzt, als damals. Die Vereinigung, die den Wohlthätigkeitsbazar in der Straße Jean Goujon veranstaltete, war stark international zusammengesetzt. Die sogenannten „finanzaristokratischen“ Elemente spielten eine große Rolle. Aber ihnen allen war der modische Zug gemeinsam, bänglich frömmelnd zu thun. Wie der „Neukatholizismus“ in gewissen Erscheinungen der Pariser Kunst und

Literatur sich inbrünstig geberdet, so liebt man es jetzt, auf den „Höhen der Welt von Paris“, sich am Weibrauchdust zu berauschen. Die einen saugen ihn mit Verzückung ein, die andern heucheln wenigstens, als seien auch sie süßer Verzückung voll. Der bußfertig frömmelnden Mode unterwerfen sich die Leute verschiedenartigster Herkunft. Anglo-amerikanische Damen hatten an dem verhängnisvollen Bazareit theilgenommen und Frauen, die auf jüdischem Friedhof bestattet werden, zählten zu den Opfern. Sie alle machen die sehnüchtig-mystische Mode mit, die gegenwärtig beliebt ist. Sie alle stellen sich an, als lechzten ihre erschlaften Gemüther nach überirdischen Tröstungen; und um das Bild vollständig zu machen: Neben den Fürstinnen, denen jeder Wink im Augenblick erfüllt wird, neben den Frauen, die durch kolossale Besitztum ihre Stellung erkaufen und behaupten, wälzten einfache Nonnen ihres Amtes auf dem Bazar, sie, die das Gelübde der Entbehrungen ablegen. Und das pietistisch-süßliche Entzücken, das die merkwürdig zusammengewürfelte Gesellschaft befällt, wird noch durch den Gedanken erhöht, daß man aus sozialem Mitgefühl handle, daß man ein Werk des Erbarmens vollbringe. Für fünftausend Franken ließ sich eine Wohlthäterin von einem Kavaliere auf die Wange küssen. Kann man zärtliche Galanterie inniger mit erbarmungsreicher Wohlthätigkeit verknüpfen?

So wird denen, die meinen, daß sie auf den Höhen des Lebens wandeln, alles zum Spiel. Sie nehmen die Mienen frommer Ergebung an; sie thun, als verzehrte sie inbrünstige Empfindung; ihre erschlaften, müden Sinne haben einen neuen spielerischen Reiz gefunden. Sie gaukeln sich weiche Mitleidsgefühle vor und gewiß redet sich manch eine Bazardame ein, sie gleiche einer neuen heiligen Elisabeth, die die Armen speise und tränke: und im Spiel zerrinnt all das Wäbner.

Vor den Frommen hat die Polizei stets einen strengen Respekt, besonders wenn die Frommen auch geldmächtig sind. Die Pariser Polizeipräfektur hat leicht jede Verantwortung für die Katastrophe von sich abgelehnt. Zu solchem hochansehnlichen Komitee mußte man eben Vertrauen haben; und die Pariser Polizeipräfektur hatte unbegrenztes Vertrauen. Wie sollte sie Einspruch erheben, wenn hohe Herrschaften von Besten der Nothleidenden sich amüßigen wollen? Ja, hätte es sich um andere Dinge gehandelt, wären nicht so Hochmögende bei einander gewesen, dann hätte die Polizeipräfektur bewiesen, welche Machtbefugniß sie habe. Dann hätte sie dargethan, wie auch sie die öffentliche Sicherheit und Ordnung stramm zu wahren wisse, so stramm, wie man sie nur irgendwo anders zu wahren versteht. Man kann aber doch nicht die Besten der Nation mit demselben Maße messen, wie jeden dahergelaufenen Mann. Neuester Streng, wenn Streng eben am Plage!

So ist man in Berlin auch vorgegangen, als eine polnische Schauspieltruppe im Berliner Reichshallen-Theater eine Reihe von Vorstellungen geben wollte. Die Sache wurde schlangweg verboten, denn das Reichshallen-Theater ist kein regelrecht konzessionirtes Theater, mit all' den Einrichtungen versehen, wie sie ein Normaltheater besitze. Es ist das eine übergroße Vorsicht; denn wie oft spielen Schauspieltruppen auf ihren Wandersfahrten in einfachen Theatersälen, und die Berliner Polizei ist es nicht verhindern können, daß man hinter ihrem Verbot Nebenabsichten suchen wird. Schon ereifern sich ja die patriotischen Blätter bei dem Gedanken, die Polen könnten eine Konzession für irgend ein anderes Theater erhalten. Niemals! schallt es diesen Polen entgegen. Man denke, wenn in der deutschen Reichshauptstadt ein Duzend polnischer Theatervorstellungen statifänden? Welches feste Unterfangen. Mitten in Berlin ein polnisches Spetall! Und wenn die hiesigen Polen sich an den Versen ihres Dramatikers Slowatki berauschten, das hieße ja der polnischen Propaganda Thür und Thor öffnen! Daß die übereifrigen Patrioten immer dieselben keifenden Angstmeier sind. Wer auf seine Kraft baut, wird duldsam sein gegen seinen Nachbar. Vom Deutschtum Berlins wird kein Zispfeln weggerissen, wenn ein paar tausend Polen sich an ein paar Theatervorstellungen ergötzen, die sie in den Lauten ihrer Muttersprache hören dürfen. Es hätte sich hieraus sicherlich keine großpolnische Agitation entwickelt; aber die patriotischen Stürmer und Polenreffer müssen auch aus so Kleinlichem Unlah in ihrer Presse großen Lärm schlagen. Das gehört nun einmal zu ihrem Gewerbe.

Die unselige Brandkatastrophe in Paris hat in diesen Tagen die bürgerliche Presse mehr beschäftigt, als alle übrigen Ereignisse zusammengenommen. Es war aber auch eine doppelte und dreifache Sensation. Erstens das Ereignis an sich und dann die „hochgestellten Personen“, die es betraf. Wie läßt sich da moralisiren, so daß frommer Schauder den wackeren Unterthan erfaßt. Ein grimmer Todtentanz. Niemand wird geschont. Auch die Stoßfesten werden niedergemäht. Welche erbaulichen Sprüchlein lassen sich daran knüpfen! Um der Erbaulichkeit willen hat man sogar das griechisch-türkische Kriegsmänöver nicht als so eifrige „Sensation“ behandelt, wie vordem. Je wirrer der Tanz im Orient wird, um so verdrossener, scheint es, wird die Theilnahme des großen Publikums. Wenigstens zeigt sich bei uns den Ereignissen gegenüber eine Stimmung, die, rein menschlich und durchaus nicht politisch betrachtet, in harte Ungerechtigkeit umschlägt. Die Griechen hatten den Mund sehr voll genommen, das ist wahr. Vielleicht war die Ueberbithung geflissentlich genährt, da der Träger der Dynastie, ehe er va banque zu spielen begann, wohl wissen durfte, um was es sich für ihn und

sein Haus handelt. Ihn und seinen Vorteheroismus kennzeichnet die gegenwärtige Lage. Es scheint, als wisse er immer noch kühl zu rechnen und bei aller Verwirrung auf sich bedacht zu sein. Er will, wenn die Nachrichten sich bewahrheiten, im äußersten Falle es darauf ankommen lassen, nicht freiwillig abzudanken. Die Sache hat einen sehr materiellen Hintergrund. Ginge er freiwillig, so wäre der hellenische Staat verfassungsgemäß nur verpflichtet, ihm eine höchst anständige Zivildversorgung von 100 000 Franken im Jahre zu sichern. Würde er des Thrones entsetzt, dann hätte er auf das dreifache dieser Summe Anspruch. Jedenfalls scheint dieser Dynast nicht an nationaler Ueberhöhung zu tranken.

Es ist nicht wunderbar, daß man bei uns, wo, im Bürgerthum wenigstens, militärische Vorträge so viel gelten, den Griechenfeldzug ungünstlich behandelt. Offenbar gerathen die griechischen Soldaten mitunter in panikartige Bestimmungsllosigkeit; und der Widerspruch zwischen starken Worten und schwachem Ergebnis reizt zum Unmuth. Man brauchte aber dann doch nicht gleich in eine gewisse Verehrung von Türkenheroismus zu verfallen und die Griechen, weil sie geschlagen sind, nicht mit dem wohlfeilen Hohn zu überschütten, sie seien die lächerlichen Nachkommen der Helden von Thermopyla! Die Zeiten da einst die Helden den Engpaß von Thermopyla verteidigten, gelten längst nicht mehr. Der individuelle Heroismus hat seine alte Bedeutung verloren, seit der Kampf Mann gegen Mann nicht mehr besteht. Das ist eine gewöhnliche Binsenwahrheit geworden. Wenn die Griechen sich wie die Mannen des Leonidas geschlagen hätten, die Bravour wäre gegen das überlegene türkische Massenaufgebot vergeblich gewesen. Daß ein isolirtes Griechenland nicht der türkischen Uebermacht Herr werden konnte, das wird doch Niemanden in Staunen versetzen. Um so peinlicher berührt der Hohn, wenn er sich in schadenfreudiger Raueheit gegen den Unterlegenen lehrt. Freilich werden alle die leicht ungerecht, die den Erfolg über alles anzubeten gewöhnt sind. Die griechischen Studenten in Athen haben es bitter bemerkt, daß ihnen von deutscher studentischer Jugend schriftliche Zeugnisse zukommen, die wichtig sein wollen, im Grunde aber unnütz verkehren. Was sollen Postkarten mit unflätig schadenfrohen Versen? Wozu dem Gebenguten die Schmach, die so wohlfeil ist? Zur Sympathie ist niemand gezwungen. Und wenn einer seiner robusten Weise über den Schwächeren sich rühmt, so sollte er eines Dichterspruchs, den Lenau gethan, eingedenk bleiben „und zur Gesundheit nicht die Nothheit jügen“. Alpha.

(Nachdruck verboten.)

Der Leberknödel.

Kennt Ihr solch echtes und rechtes Matschwetter? Der Himmel ist bleigrau, und nur am Horizont hinter den ragenden Frauenstürmen zeichnet sich ein heller gelblicher Streifen. Der Schnee fällt langsam in dicken Flocken, als ob Bettfedern ausgeschüttelt würden und bildet auf dem Boden und auf den Pfützen eine graue Kruste. Man glaubt bei jedem Schritt auf einen Frosch zu treten, so quakt und quakst es unter den Stiefeln.

Solch Wetter also war es, als vor dem Wirtschaftsgebäude des dritten Bataillons zwei Wagen standen und wir neugierig hinübersehenden zu den Sträflingen, die dort Tofz abluden. Der langsame Schritt und die Griffe klappten heut wieder einmal gar nicht. „Selbst der lumpigste Saurekaut hätt' sich g'schamt, so a Arbeit zu liefern.“

Aber endlich hieß es doch mit: „Kett!“ weggetreten. Für uns Einjährige lautete dieses Kommando stets in freier Uebersetzung: „mit Kett zur Kantine weggetreten.“

Als ich in den Flur trat, schlug mir aus der Küche, die Thür war halb geöffnet, ein angenehmer süßlicher Duft entgegen.

„Ah, heut giebt's Leberknödeln,“ sagte ein Kamerad und schnalzte mit der Zunge.

Jetzt trat einer der Sträflinge ein. Es war ein junger Mensch mit freundlichem Gesicht, die Augen endlos gutmüthig, der Mund fast kindlich weich. Die graue Kleidung, das glatte Gesicht, das kurz geschorene Haar, hatten nicht vermocht, sein Aussehen zu dem eines Verbrechers umzustempeln. Er näherte sich der Küchentür, leise, ganz leise. Seine Nasenflügel blähten sich, seine Augen füllten sich mit dicken Thränen. Den Kopf hatte er vorwärts gebeugt, und es schien nicht, als ob er ginge, sondern als ob ihn jemand vorwärts zöge. Seine ganze Gestalt zitterte. Einen Augenblick schmiegte er sich an die Thürfüllung, man sah, wie er mit sich kämpfte. Aber dann, blitzschnell, ein Griff der Hand, eine Bewegung, und ein ganzer dampfender Knödel verschwand hinter dem Gitter seiner Zähne.

Da klangen schwerfällig Tritte, und ein Aufseher kam die Treppe herab. Das Gesicht des Sträflings wurde dunkelroth, Schweißperlen traten ihm auf die Stirn. Mit aller Gewalt arbeiteten die Kinnbacken, aber es gelang ihm nicht, die zähe Masse so schnell zu zerkleinern.

„Was hast Du da im Maul?“ fragte der Aufseher. Der Sträfling antwortete nicht, er laute und laute.

„Nu, wirst Du sagen, was Du da im Maul hast?“

Strampfhaft arbeiteten die Kinnbacken. Es sah aus, als ob er erspicken wollte, so roth war er geworden.

„Himmel, Herrgott, Kreuzifix, Sakrament, Sakrament! Willst sagen?“

„A Leberknödel,“ kam's endlich zurück.

„Wo hast 'n her?“

„G'nommen, da vom Brettel. Seit sechs Jahren han i koan Leberknödel mehr gessen. Un jetzt, 's ganze Maul ha i mir verbrannt un sticht wär' i beinaß a dran.“

Wie ich später erfuhr, hat der arme Teufel noch sechs Wochen Arrest bekommen.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Zubereitung des Kaviars bringt Dr. Henry de Varigny vom Naturhistorischen Museum zu Paris interessante Mittheilungen in der „Revue scientifique“ 1897, Nr. 12. Der Genannte hatte im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums die vorjährige Ausstellung zu Nischnij Nowgorod besucht und daselbst die verschiedenen Kaviar-Präparate untersuchen können, war dann die Wolga abwärts gefahren bis nach Astrachan und hatte hier die Zubereitung des Kaviars an der Quelle beobachten können.

Der Kaviar wird bekämtlich — abgesehen von einigen minderwerthigen Sorten — von verschiedenen Störarten gewonnen, besonders vom gemeinen Stör (Acipenser sturio L.), vom Paufen (Ac. huso L.) und vom Sterlet (Ac. ruthenus L.). Ein Fisch von etwa 15 kg Gewicht liefert 2—3 kg Eier. Die Eierklumpen werden in kleineren Mengen in kaltem Wasser etwas abgeschwenkt und dann auf ein aus Fäden geflochtenes Ney gebracht, dessen rechteckige Maschen 5—10 mm Weite haben; unter diesem Fadensiebe befindet sich ein mit viel engeren Maschen versehenes Metallsieb, das auf einem Eimer ruht. Indem nun auf den im oberen Siebe liegenden Eierklumpen etwas gedrückt wird, trennen sich die Eier von einander und fallen durch die Maschen hindurch auf das feinere Sieb; die Häute und das Fett des Eierflockes bleiben auf dem oberen Siebe zurück. Nachdem nun die Eier noch einmal durcheinander gemengt und mit kaltem Wasser übergossen worden sind, läßt man sie einige Augenblicke abtropfen und bringt sie dann in eine Terrine, wo sie mit einigen Fingerspitzen Salz schwach gewürzt werden. Die Zubereitung dieser Art Kaviar geht ungemein rasch vor sich; so konnte Varigny schon 10 Minuten später, nachdem die Störe auf seinem Schiffe geschlachtet worden waren, frischen Kaviar essen. Bei uns ist dieser frische Kaviar ganz unbekannt, da er wegen seines schwachen Salzgehaltes die weite Reise nicht verträgt. Bemerk sei noch, daß im russischen Volke unser Ausdruck „Kaviar“ (wir haben das Wort von den Franzosen übernommen) ganz unbekannt ist, dort wird er nur Ikra genannt. Der für den Versandt bestimmte Kaviar wird in der Weise hergestellt, daß man die Eier in Gefäße mit salzhaltigem Wasser, etwa 25 pCt. Salz enthaltend, fallen läßt, in dem sie etwa eine Viertelstunde bleiben; dann holt man sie heraus und läßt sie trocknen. Dieser Kaviar hält sich gut, da er stark genug gesalzen ist. Noch stärker gesalzen ist der sogenannte Preßkaviar, der in der Weise zubereitet wird, daß man die Eier, nachdem sie einige Zeit im Salzwasser gelegen haben, noch mit Salz mischt und dann in kleine Säckchen bringt, wo sie einem gelinden Drucke ausgesetzt werden.

In manchen Gegenden wird auch von anderen Fischarten Kaviar gewonnen. So bereitet man aus den Eiern des Karpfens einen rothen Kaviar (Kehin), welcher vor etwa 200 Jahren in Rußland durch die Juden in Mode kam, da dieselben dem Störkaviar Schuld gaben, den Ausfuß zu erzeugen. In Norwegen benützt man den Rogen des Kabeljau, den man einfach in der Sonne trocknen läßt, in Hamburg den des Elbförz, in Stafien die Eier der Thunfische und Brassen; am Schwarzen Meer bereitet man eine Art Kaviar aus den Eiern verschiedener Meerfische, indem man die ganzen Eierstöcke in Salzlake legt und dann trocknet, dieser Kaviar wird besonders nach Griechenland verkauft. Keine dieser Sorten kommt aber an Wohlgeschmack dem echten russischen Kaviar gleich. In der Wolga und an ihrer Mündung werden nach der neuesten Statistik etwa 384 Millionen Kilogramm Fische gefangen: daraus gewinnt man allein 640 000 Kilogramm echten Störkaviar. — („Umschau“.)

Volksskunde.

— Maigebäude. In der Reichenhaller Gegend (Bayern) schleichen sich in der Nacht zum 1. Mai die jungen, ledigen Burschen von Anwesen zu Anwesen, um alles, was an beweglichen Sachen aufzufinden ist, als Wagen, Odeltruben (Zauchtruben, Schubarren, Fische, Wänke, Futterlasten u. s. w. heimlich fortzuschleppen und auf einen freien Platz, meist in der Nähe der Dorfkirche, zusammenzutragen und thurmartig aufzustellen. Am anderen Tage holen sich dann die betreffenden Besitzer ihr Eigenthum unter dem Gelächter und hellen Jubel der Jugend wieder ab. Der alte Brauch wurde auch heuer wieder geübt. —

Kulturhistorisches.

— Ein schwedischer Viking auf Kreta. Der „Kreuz-Ztg.“ schreibt man: Zu den interessantesten und zugleich kulturgeschichtlich werthvollsten Ueberlieferungen aus der alten sagenumhüllten Vorzeit Scandinaviens gehören die zahlreichen Lapidar-Inschriften, die sich an gewaltigen Steinblöcken der westschwedischen und norwegischen Küste finden. Diese Inschriften (altschwedisch: Fjäläritningar) rühren von Vikingkönigen her, die damit den Ruhm ihres Geschlechtes nach fernen Jahrhunderten getreu übermittelten. An besonders gut erhaltenen Inschriften reich ist die altberühmte Provinz Bohuslän, sowie die unmittelbaren Umgebungen der großen Trollhättä-Fälle in Südschweden. Ein im Dänen bei dem Landstige Västerstad unweit Vallentuna (Upland-Distrikt) aufgefundenen

Steinblock meldet von einer Seefahrt, die auf Grund der vorliegenden Entzifferung zu einer besonders „aktuellen“ Bedeutung sich erhebt. Die wohlerhaltenen Runen lauten nämlich:

„Viel Steine errichtete,
Und so auch diesen,
Uf der Größe
Zum Gedenkzeichen:
Und es schenkte die Gattin
Uiri ihm Vaard Torn,
Den Kühnen,
Welcher auf Kreta
Vertheidigte das Land:
Ru n i r baute den Stein.“

Diese Inschrift ist insofern werthvoll, als sie einen jener seltenen Fälle meldet, wo die Wikinger sich ihres Seeräuberhandwerks zeitweilig entwöhnten und zu Schirmherren der okkupirten Landestheile wurden, die sie durch ihren ebenso unerwarteten wie unerwünschten Besuch zu erweuen pfl egten. Der Orient scheint überhaupt eine merkwürdige Anziehungskraft auf die nordischen Piraten ausgeübt zu haben, denn es finden sich sehr alte Runen vor, die übereinstimmend melden, daß die Varingarne am Kaiserhofe in Wita-gaard, d. h. Konstantinopel weilten (um das Jahr 1000 nach unserer Zeitrechnung). — Auf anderen Steinen heißt es wieder, daß die Nordländer den griechischen Christen Hülfe gebracht hätten gegen die Ungläubigen. Diese Runen stammen ebenfalls aus der Zeit von 1000—1100 n. Chr. Welche Rolle sie eigentlich in jenen Glaubens-kämpfen gespielt haben, ist schwer zu sagen. Da man sie bald auf der einen, bald auf der anderen Seite sieht, darf wohl angenommen werden, daß es sich weniger um ideale Besighümer, als um die Wahr-nehmung materieller Vortheile handelte, wie sie je nach Gelegenheit von den streitenden Völkern des Südens geboten wurden, welche in den blondhaarigen Hünen aus dem Eielande stets willkommene „Rufer im Streite“ begrüßten, wenn auch sonst nicht viel Gutes von den eroberungslustigen Heerschaaren zu erwarten stand. —

Aus dem Thierleben.

— Die schwarzen Füchse von Alaska werden seit einigen Jahren immer seltener. Ihre Felle haben im Handel einen außerordentlich hohen Preis; sie sind mehrfach theurer als Blausuchsfelle und werden bei besonderer Güte unter Umständen mit 1000 M. bezahlt. Den schwarzen Füchsen wird deshalb in Alaska stark nachgestellt, und ihre Zahl hat sich sehr vermindert. Ein englischer Pelzhändler kam nun, wie die „L. N.“ berichtet, auf die Idee, diese kostbaren Thiere zu züchten. Eine kleine Insel, Unter Heron, in der Nähe der Boothbay an der Küste von Maine schien ihm dazu ein geeigneter Ort. Sie besteht Süßwasserquellen, ist von einigen Nadelhölzern bestanden, ihre Ufer sind felsig und steil, außerdem ist sie ganz unbewohnt. Er ließ sich in Alaska lebende Füchse fangen; 30 Stück wurden für ihn nach England eingeschifft, indeß 28 gingen schon auf der Reise zu Grunde. Sieben überstanden aber alle Strapazen und wurden auf der Insel in Freiheit gesetzt. Ein Wächter sorgt für die Fütterung. Zur Zeit werden sie mit todten Pferden gefüttert, welche vom Festlande herüber geschafft werden. Die Insel giebt den Thieren aber auch sonst Nahrung, nämlich die Fische, Schalthiere und Mollusken, welche das Meer auswirft. Man sieht auch die Füchse Tag für Tag an der Küste eifrig auf der Suche nach solchem Futter herumstreifen. Das Klima, das ziemlich rauh ist, scheint ihnen sehr zuträglich, denn sie haben sich schon vermehrt und ihre Zahl hat sich jetzt schon verdoppelt. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Warum die erste Kleeblüthe keinen Samen bringt. Bekanntlich muß der Blütenstaub auf die Narbe fallen, wenn die Befruchtung der Pflanzen stattfinden soll. Nun ist die Lage der Staubgefäße wie bei manchen Blumen so auch beim Klee eine solche, daß der Blütenstaub nicht von selbst auf die Narbe gelangen kann, weil dieselbe zu hoch liegt oder sonst eine ungünstige Lage hat. Bei vielen Pflanzen findet eine Befruchtung nur dann statt, wenn der Blütenstaub einer anderen Blüthe auf die Narbe fällt; es muß, wie man sagt, Fremdstäubung stattfinden. Diese wird durch Insekten herbeigeführt. Wenn letztere in eine Blume kriechen, um Honig zu saugen, so bleibt der Blütenstaub an ihrem behaarten Körper hängen und beim Einkriechen in eine andere Blüthe streifen sie ihn ab und bewirken dadurch die Befruchtung der Narbe. Versuche haben nachgewiesen, daß Kleeblüthe, welche gegen Insektenbesuche durch Neze geschützt waren, keinen Samen ergaben. Unter den Insekten sind namentlich die Hummeln, welche den Klee besuchen, andere Insekten, z. B. die Bienen, können den Honig der Kleeblüthen nur schwer erreichen. Da es aber geraume Zeit braucht und es weit in den Sommer hineingeht, bis die Hummeln zahlreich schwärmen, so kann der erste Klee nicht durch sie befruchtet werden und mithin auch keinen Samen tragen, was erwiesenermaßen auch der Fall ist. Wohl aber trägt der zweite Klee, wie auch der dritte Samen, um so reichlicher, je mehr Hummeln vorhanden sind. —

Technisches.

— Der englische Elektriker Silvanus Thompson hat eine bedeutende Verbesserung der Ocean-Telegraphie erreicht, die es gestattet, fast noch einmal so viel Worte in der Minute über ein Kabel zu schicken wie bisher. Mehr als 25 Worte konnte man bis jetzt in der Minute nicht von England nach Amerika senden. —

Humoristisches.

ws. Auf die Probe gestellt. „O, mein liebster Schatz,“ sagte er in einem Ton voll tiefer Zärtlichkeit, „ich würde so gern etwas thun, um Dir zu zeigen, wie sehr ich Dich liebe.“ „Bah,“ sagte das liebe Kind geringschätzig, „das sagen alle Männer.“ „Stell' mich auf die Probe, laß mich es Dir beweisen,“ rief er. Er wurde wild. „Stelle mir irgend eine Aufgabe, die in den Grenzen der Möglichkeit bleibt und Du sollst sehen, sie wird erfüllt werden.“ „Wenn ich Dir nur glauben könnte,“ lispelte sie. „Ich bitte Dich, stelle mich auf die Probe. Sage nur: Thue dies oder das! und es soll sofort gethan werden.“ „Ja,“ seufzte sie leise, „es giebt etwas, das ich gern erfüllt sehen möchte, aber . . .“ „O, dann sage es mir; laß mich es vollbringen. Dann wirst Du endlich sehen, wie groß und tief, wie stark und innig meine Liebe zu Dir ist,“ rief er frohlockend. Die Jungfrau schlug die Augen nieder. Ein böshaftes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel als sie leise lispelte: „Heirathe ein anderes Mädchen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In den Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen sind bei den großen Gewittern vom 29. April bis 2. Mai insgesammt 17 Personen getödtet worden. —
— A. H. W. wurde in Magdeburg, wie der dortige „General-Anzeiger“ mittheilt, nach einem Vortrag am nächsten Morgen von einem Gerichtsvollzieher im Hotel aufgesucht, der ihm auf Veranlassung eines Magdeburger Gläubigers das Portemonnaie aus der Tasche pfändete. —
— In Lindau wurden sämmtliche in der Blüthe stehenden Kirschbäume von Maitäfern lahl gefressen. —
— Ein feiner Posten. Nach der „Bakanzliste“ für Militäranwärter verlangt der Magistrat von Schraplau im Regierungsbezirk Merseburg einen Mann für den Posten als Rathshaus- und Nachtpolizeidiener, Todtengräber, Schul- und Kirchen-diener, Wegewärter, Laternenanzünder und Straßenreiner. Der Bewerber für diesen vielseitigen Posten muß aber folgende Eigenschaften besitzen: Gesundheit, unbedingte Nüchternheit, körperliche Mäßigkeit, Energie, Zuverlässigkeit und Fähigkeit zur Erstattung kleiner schriftlicher Anzeigen. Bevorzugt werden außerdem Bewerber, welche Kenntnisse im Baumpflanzen und Gartenarbeiten besitzen. Dem glücklichen Auserkorenen winkt ein festes Gehalt von 400 M. pro Jahr und ein nicht festes Einkommen in Höhe von 350 M., das macht im günstigsten Falle pro Monat 62½ M. Die Stellung ist nicht mit Pensionsberechtigung verbunden. —
— Der Müller Schmidt von Dodenhausen (Kurheffen) gerieth in trunkenem Zustand mit seinen Schwiegereltern in Streit. Er erschlug seine Schwiegermutter mit einer Wagenrunge und verletzte seinen Schwiegervater schwer. —
— In Plomburg (Oldenburg) wurde ein siebzehnjähriges Mädchen erstochen, das raufende Burschen auseinander bringen wollte. —
— In Malmersdorf bei Abensberg in Bayern giebt es 29 Anwesenbesitzer. Zu 28 ist unlängst zur gleichen Stunde der Gerichtsvollzieher gekommen. —
— Ueber das Brandunglück in Paris wird heute mitgetheilt: Die endgiltige Liste der Opfer weist 124 Tödtete auf, von denen 119 wiedererkannt worden sind. Am Mittag haben in der „Notre Dame-Kirche“ die Todtenfeierlichkeiten unter ungeheurem Andrang stattgefunden. Derselben wohnten bei der Präsident Faure, die Minister, die diplomatischen Corps u. s. w. Weiter wird gemeldet: Die vom „Figaro“ veranstaltete Sammlung von Geldern zum Bau einer Gnadenkapelle an der Unglücksstelle hat bereits die Höhe von 66 867 Fr. erreicht. U. a. spendeten Baronin Rothschild 20 000 Fr., Präsidentin Faure 1000 Fr. —
— In Rom wurden in der Nacht zum Sonnabend zwei Erdstöße verspürt. —
— Auf dem Don (Fluß in Rußland) kenterte eine Barkasse, in der sich zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen befanden. Zwölf Personen sind ertrunken. —
— In einem von 100 Personen bewohnten Armenhause in der Nähe des Medelfors-Bergwerks im südlichen Schweden sind sieben Armenhändler verbrannt. Das ganze Gebäude wurde vom Feuer zerstört. —
— Von der Pest. In der portugiesischen Kolonie Damao wüthet die Pest entsetzlich. Der Gouverneur hat sich in seinen Palast eingeschlossen und wagt sich nicht auf die Straße. —